

worden: „Call Northside 777“ (Anruf unter Nordend 777).

Die Geschichte dieses Films ist wahr und hat sich vor ein paar Jahren abgespielt. Im Oktober 1944 las der Reporter James P. McGuire von der „Chicago Times“ eine Anzeige: „5000 Dollar für den Mörder von Polizeiwachtmeister Lunde.“ Er ging der angegebenen Adresse und der Sache nach.

Eine Mutter, eine Reinemachefrau, erzählte ihm von ihrem einzigen Sohn, der seit 1932 unschuldig im Zuchthaus saß, zu 99 Jahren verurteilt wegen des nicht von ihm verübten Mordes an Wachtmeister Lunde. McGuire klärte den Justizirrtum auf. Im August 1945 nahm er den freigelassenen Sohn Moe Majzek am Zuchthausstor in Empfang.

Mit der Szene am Zuchthausstor endet der Film „Call Northside 777“, für den Hollywood sich mit dem ihm eigenen Schwung begeistert. „Semidocumentaries“ (halbdokumentarisch) nennt man die Filme, die sich wie dieser ans Reale halten. Sie wenden sich ganz ab von dem Star von einst, der in jeder Rolle derselbe war und wenden sich dem völlig in wahrer Darstellung aufgehenden Schauspieler zu, der von Film zu Film nicht wiederzuerkennen ist.

Hollywood muß einen Weg aus seiner künstlerischen Krise finden. Die „semidocumentaries“ scheinen ihm ein erfolgreicher Weg zu sein. Hollywood plant 50 halbdokumentarische Filme.

So hat die Kamera nicht mehr nur die kalifornische Sonne und die großen Bauten in den Hollywood-Ateliers oder dem neuen Freigelände vor sich. Sie geht an Ort und Stelle, in die Häuser, Winkel, Gassen und Straßen, in denen das wirkliche Leben sich vollzieht.

THEATER

Theater unterm Dach

Zuschauer im Wohnzimmer

Hambaur hat ein neues Theater bekommen, das 16. Es ist eine „Zimmerbühne“. Sie befindet sich im dritten Stock unterm Dach eines Harvestehuder Mietshauses. Der Schauspieler Helmut Gmelin hat sie in seiner Wohnung mit Hebbels „Maria Magdalena“ eröffnet.

Gmelin, der aus Süddeutschland stammt, gehörte 1935—1946 zum Ensemble des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg. Vorher hatte er in Braunschweig auch als Regisseur Erfolge. Der scharf profilierte Kopf des Aestheten mit den langen grauen Haaren und den großen Augen hinter der Hornbrille fiel in zahllosen Charakterrollen auf.

Der Schauspieler Gmelin hatte schon immer seine eigenen Ideen vom Theater. Er will keine Trennung zwischen Zuschauerraum und Bühne. In seiner Drei-Zimmer-Wohnung hat er jetzt seinen Plan verwirklicht. Von der Wohnung ist dabei nicht mehr viel übriggeblieben.

Die 50 Zuschauer, die Gmelin jeden Abend braucht, um seinen Etat zu halten, sitzen auf einem Holzpodium im früheren Wohnzimmer. Die Zwischenwand zum Nebenzimmer wurde demontiert. Dort ist jetzt die Bühne. Rechts gehen die Schauspieler zum Gang ab.

Im Hintergrund führt eine Tür in das letzte Zimmer, das dem Direktor der kleinsten Hamburger Bühne zum Wohnen blieb. Aber mitten im Zimmer steht eine weißgekalkte Wand. Sie verhindert, daß die Zuschauer auf eine Couch und Bücher-



Drei Treppen hoch: Maria Magdalena; im Zimmer nebenan: Helmut Gmelin

regale sehen, wenn Maria Magdalena nach hinten entschwindet.

Gmelin haust zwischen den Kulissen seiner eigenen Bühne. Drei Tage vor der Premiere sah es in der Dachwohnung noch wie nach einem Umzug aus. Ein Tischler baute gewaltige Pappmaché-Balken für die Szenen des Dramas.

Gmelins Schauspiel-Schüler spielten mit, aber nur zum Teil als Schauspieler, wie die junge Maria Stahm als Maria Magdalena. Die anderen helfen räumen, hämmern, pinseln. Gmelin will mit Nachwuchskräften spielen, aber bekannte Schauspieler hinzuzugewinnen. Er verspricht sich von seinem Einraum-Theater besonders intime Wirkungen auf das Publikum.

Vier Wochen will er „Maria Magdalena“ spielen. Dann soll ein „elegantes“ Lustspiel folgen. Als drittes plant er eine eigenartige Bühnenbearbeitung von Dostojewskys „Raskolnikow, Schuld und Sühne“. Ein Sprecher wird aus dem Roman vorgelesen. Die entsprechenden Szenen werden auf der Bühne als „Visionen“ dargestellt.

WISSENSCHAFT

Regen auf Bestellung

Wolken werden animiert

Kürzlich war eine Wolke entwendet worden. Der US-Bundesstaat Utah erhob einen solchen schwerwiegenden Vorwurf gegen den US-Bundesstaat Nevada. (S. „Spiegel“ Nr. 3, Jg. 1948). Nevada hatte die Wolke mit Trockeneis bestreut, es hatte daraufhin aus der Wolke zu regnen begonnen, und Nevada hatte den nassen Vorteil davon. Die Leute in Utah behaupteten, daß ohne diesen Eingriff der Regen aus der Wolke ihnen zugeflossen wäre.

Das Ganze sieht aus nach „Regen auf Bestellung“. In USA will man in der Tat bald so weit sein, wenn man dem „American Weekly“ glauben darf. Professor Dr. Bill Parkingstone hat ein System für diese Neuerung entwickelt.

Prof. Parkingstone verwendet Elektronenstrahler, die eine Reichweite von 120 km haben. Bei den Versuchen in Kalifornien soll es möglich gewesen sein, die

Vorbedingungen für verbreitete Regenfälle zu schaffen.

Der Wissenschaft ist bekannt, daß durch die Elektronenstrahlung der Sonne nicht nur die Polarlichter hervorgerufen werden, sondern auch die Bildung von Cirren, der feinen Eiswolken in großer Höhe, angeregt wird. Außerdem ist bekannt, daß die aus feinsten Wassertröpfchen bestehende Materie der Wolken eine elektrische Ladung besitzt, meist desselben Vorzeichens, so daß sich die Wolkenteilchen abstoßen.

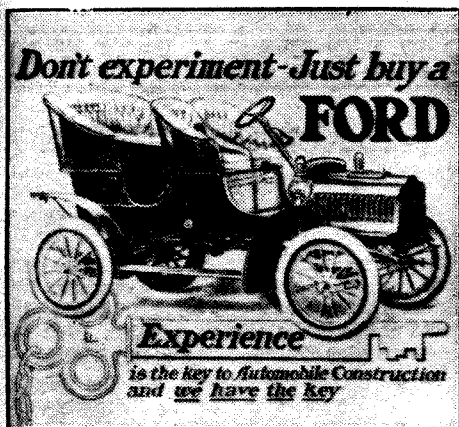
Gelingt es, einen Teil der Tröpfchen mit entgegengesetzter Ladung zu versehen, so ziehen sich die nun positiv und negativ geladenen Tröpfchen an. Sie fließen zusammen, „koagulieren“, wie der Fachausdruck ist, werden dadurch schwerer, verlieren schließlich ihre Schwebefähigkeit und fallen: es regnet.

Neben dieser „elektrischen Behandlung“ der Atmosphäre ist eine andere Wetterbeeinflussung bekannter und praktisch besser erprobt. Die Ingenieure Vincent G. Schaefer und Dr. Irving Langmuir haben dies Verfahren entwickelt. Es beruht auf der Tatsache, daß alle Regenfälle, mit Ausnahme des feinen Sprühregens, auf die anfängliche Bildung von Schneekristallen zurückgehen, und sei es auch im Sommer.

Mit einer ausgedehnten und hohen Kumuluswolke (Haufenwolke) schweben viele 1000 Tonnen Wasser in der Luft, aber es ist nicht unbedingt nötig, daß es aus der Wolke regnet. Um sie zur Hergabe des Wassers zu veranlassen, muß man ihre obere Partie bis zur Kristallbildung abkühlen. Dies wird erreicht, indem man vom Flugzeug aus feine Kohlendioxidkristalle in die Wolke hineinstäubt.

Der Wasserdampf der Wolken kühlt sich sofort stark ab, und ein Teil der schwebenden Wassertröpfchen gefriert. Die sich bildenden und sinkenden Kristalle reißen auf ihrem Wege nach unten immer neue Wassertröpfchen an sich. Und so rollt der einmal in Gang gesetzte Prozeß, sich aus sich selbst verstärkend, ab: es regnet oder es schneit, je nach der Temperatur der unteren Luftschichten.

Indessen sind dem Verfahren der Messrs. Schaefer und Langmuir Grenzen gesetzt. Damit es Erfolg habe, kommt es auf die Disposition, die Bereitschaft der Atmosphäre an. Es muß nicht nur eine Wolke,



Der Schlüssel zur Billion Ford hatte ihn gefunden*)

es muß auch eine geeignete Wolke da sein, eine regenschwangere, wo es nur auf die Auslösung ankommt.

Gegenüber dem ehern blauen Himmel eines Hochdruckgebietes wird, jedenfalls wie die wissenschaftlichen Dinge jetzt liegen, der Mensch klein beigegeben müssen. Oder er müßte schon so ungeheure Energien aufbringen, daß, wie bei dem Brand von Hamburg Ende Juli 1943, im heiteren Himmel eine Riesenwolke mit Schauern von Regen und Hagel künstlich erzeugt wird.

BÜCHER

Zwangloses Bildnis am Fließband

Der letzte Billionär

Es war Henry Ford nicht anzusehen, daß er gern Pasteten aß. Das Gesicht des Gründers der Autodynamie hatte mehr etwas Asketisches. Und in der Tat, er hielt viel von Diät, Karotten und Sojabohnen und nichts vom Rauchen. Aber dies schloß nicht aus, daß er in kleinen Restaurants einer Vorliebe für Pasteten nachging.

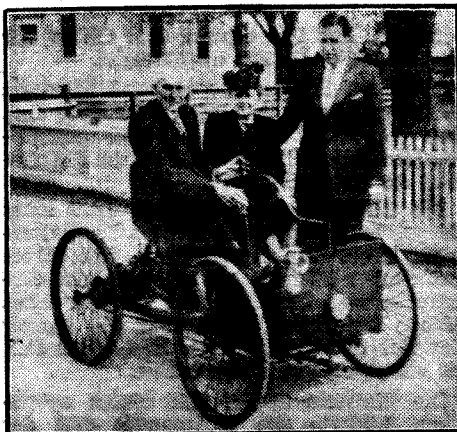
Ein Widerspruch im Wesen dieses Mannes, und nicht der einzige, wie man nun aus dem 422-Seiten-Buch erfährt, das William C. Richards über Henry Ford geschrieben hat: „The last Billionaire“ (Der letzte Billionär). Das Buch entwirft ein „zwangloses Porträt eines industriellen Genies“, und wenn irgendwer, so hat Mr. Richards das Zeug, in diesem Falle ein zwangloser Bildnismaler zu sein.

Der Journalist W. C. Richards hat dreißig Jahre lang Henry Ford zu seinem Spezialgebiet gemacht. 1917 schrieb er, ein Reporter in Detroit, seinen ersten Bericht über Ford, und bis zum Tode des großen Autoindustriellen im Jahre 1947 blieb er journalistisch auf seinen Spuren.

Das Buch erinnert etwas an das andere, das John K. Winkler über John D. Rockefeller, den Oelmagnaten, geschrieben hat, unter dem Titel „Porträt in Oel“. Es sind sehr verschiedene Bildnisse, soweit es sich um die Dargestellten handelt. Nur die Ziele der Darstellung sind einander ähnlich: es ist hier wie dort das Ziel, Männern, die in den Augen der meisten eher Begriffe als Menschen geworden sind, geradezu Begriffe von etwas Mythischem in einer aufs Reale so sehr eingestellten Zeit, die menschlichen Seiten abzugewinnen.

Richards sagt von Henry Ford, er sei der „menschlichste Gentleman“ gewesen,

*) Eine Ford-Reklame aus dem Jahre 1905: „Machen Sie keine Experimente! Kaufen Sie sich einen Ford! Erfahrung ist der Schlüssel zum Automobilbau. Wir haben diesen Schlüssel.“



Vier Fords: Henry Ford I., Mrs Ford, Henry Ford II., ein Ford-Modell Anno dazumal

den er je gekannt habe. Zu dem „Menschlichsten“ gehört, daß Henry Ford kein „ausgeklügeltes Buch“ war, sondern ein „Mensch in seinem Widerspruch“.

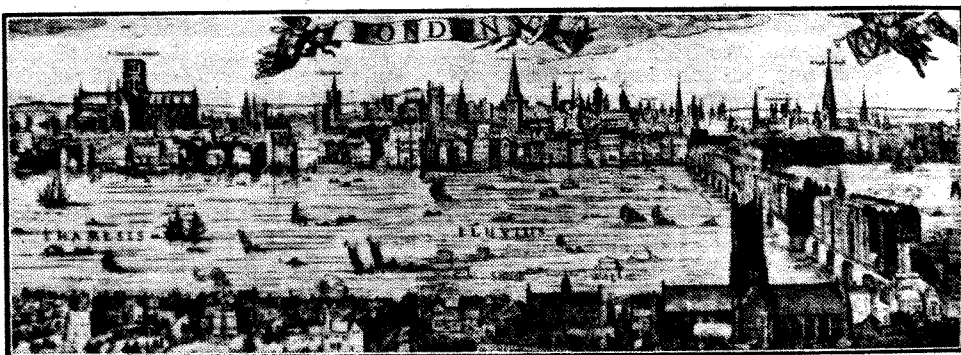
Es erweist sich, daß der Mann, der in einem halben Jahrhundert 29 Millionen Autos produzierte, seine Mucken haben und ein so eigensinniger Sonderling sein konnte, daß es für diejenigen, die neben ihm zu tun hatten, nicht immer leicht gewesen sein kann. Richards weiß viele Anekdoten zu erzählen, die das widerspruchsvolle Wesen des großen Fließbandmannes deutlich machen. Er erzählt sie gut und leger. Er ist kein alles ausschöpfender Biograph, aber ein Meister der Story.

Das Leben Fords ist nicht zu trennen von dem Automobil, mit dem der Name wie der Mann eine so intime Allianz hatte. Was immer Henry Ford an Zielen hatte, das erste und oberste blieb sein Ford-Wagen, und er war hier wie auch sonst entschlossen und eigenwillig, und er konnte beides bis zur Rücksichtslosigkeit sein.

Ford dachte in allem sehr praktisch, auch dann, wenn er sich einen Spaß machte. Seine Art, einen Spaß zu machen, war etwa, daß er sich eine Uhr geben ließ und sie zum Entsetzen des Eigentümers auseinandernahm. Aber er setzte sie auch wieder zusammen.

Möglicherweise erscheint das Porträt, das William C. Richards von Henry Ford entwirft, nicht so sympathisch wie das Bild, das sich die meisten von dem Detroitter Automagnaten machen, wenn sie sein Foto sehen. Vielleicht paßt zu diesem Bild eher jener Ford, der aus seiner Sammlung wertvoller Geigen einem Weichensteller eine Stradivari lieh und ihn so die Einsamkeit seines Postens vergessen zu machen wünschte.

Aber wie auch immer, der Ford, der aus Richards' Buch herausieht, ist eine Persönlichkeit für sich, eine faszinierende Erscheinung, ein „industrielles Genie“.



London, wie der Mann aus Stratford es sah (Aus A. Günthers Shakespeare-Buch)

Ein Mann kam aus Stratford

Unbekannte Jahre

Zwei Männer unterhalten sich über Shakespeare, sie tun es am Kamin und im Obstgarten, in Verehrung, aber ohne Feierlichkeit. Sie sprechen in guter, behender Laune und mit guten Einfällen über Shakespeare, seine Art und sein Leben.

Das macht den Inhalt eines der kurzweiligsten Bücher aus, die je über William Shakespeare geschrieben wurden. „The real Shakespeare“ heißt es, der wahre Shakespeare, und William Bliss ist sein Autor (Verlag Sidgwick and Jackson). Bliss hat, wie er sagt, einen Kommentar geschrieben „to end all commentaries“ — den allen Kommentaren ein Ende setzen soll.

Wirklich er schießt z. B. einen lustig gefiederten Pfeil gegen gewisse Kommentatoren ab, die scharfsinnig darlegen, Shakespeare müsse dies und jenes gewesen sein und getan haben weil er sich anders auf diesem und jenem Gebiet unmöglich so beschlagen zeigen könne.

Mr. Bliss setzt einer solchen „Beweisführung“ eine Narrenkrone auf, indem er analog demonstriert, Shakespeare müsse ein Mörder gewesen sein. Es hat den Anschein, daß er weniger ironisch zu jener Methode steht, wenn er seinem „real Shakespeare“ u. a. nachsagt, er sei zur See gefahren und schiffbrüchig geworden.

Es ist durchaus zweifelhaft, daß William Bliss seine scherzhafte Absicht to end all commentaries erreicht. Aber es ist ziemlich sicher, daß sein Shakespeare, ein Shakespeare ohne die Schleppe von Fußnoten und S. a. a. O.-Hinweisen, eine freundliche Begegnung für alle ist, die Sinn für ein Shakespeare-Buch haben, von dem die englische Kritik sagt, es sei munter wie der Wind.

André Maurois, der auf so elegante Weise geistreiche, auf so geistvolle Weise elegante Franzose, hat sich einmal sehr verehrend über die Shakespeare-Forschung und ihre gelehrten Experten geäußert.

„Die Gelehrten“, schrieb er, „sind bewundernswerte Leute. Durch ihre geduldrigen Untersuchungen, ihre scharfsinnigen Kombinationen erleuchten sie das Nichts mit kleinen glühenden Punkten, die schließlich den Umriß einer Persönlichkeit ergeben, so wie die Physiker in der Wilson-Kammer den leuchtenden Durchgang von Elektronen beobachten, die sie mit Augen niemals sehen werden. Für diese Magie der Geisteswissenschaft ist das Leben Shakespeares das erstaunlichste aller Beispiele“.

Von den „kleinen glühenden Punkten“ ist Alfred Günther ausgegangen, als er sein Buch „Der junge Shakespeare“ schrieb. Der Untertitel ist „Sieben unbekanntes Jahre“. Es sind Shakespeares